Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 7. Jahrgang des „Protestant".

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch R. Emde (Bremen) und M. Fischer (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile .... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) .... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 45.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin **7. November 1903** **Bremen.**

Indem wir unsere Mitarbeiter und Leser auf die Beilagen der heutigen Nummer aufmerksam machen, teilen wir ihnen mit, daß wir das „Protestantenblatt" vom Januar 1904 ab bei gleichem Bezugspreis um 1/2 Bogen erweitern werden. Wir bitten unsere Freunde und Gesinnungsgenossen, uns bei der Verfolgung der dadurch gestellten größeren Aufgaben tatkräftig unterstützen zu wollen. Redaktion und Verlag.

Inhalt: Luther und Schiller. Von G. Freybe. — Die 56. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins. II. Von Ladendorf. — Mithrasreligion und Christentum. II. Von Prof. Dr. W. Nestle. — Aus dem Glaubensbekenntnis eines jungen, früh vollendeten Mennoniten. Von Bruno Weiß. — Bekenntnisglaube und Volksreligion, Kunstreligion und Volksreligion. I. Von M. Fischer. — Ferdinand Richter †. Von O. F. — Umschau. (Preußen.) — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.
Feuilleton: Die Dorfmusikanten. Von T.

Luther und Schiller.

Jedes Jahr erinnert der 10. November an diese beiden deutschen Propheten, Luther und Schiller. Beide Sänger von Gottes Gnaden, Helden des Geistes und Streiter für Freiheit, beide in der harten Schule einer entsagungsreichen, trübseligen Jugend erzogen und unter stets wieder erneutem Studium der geschichtlichen Vergangenheit herangereift, flößen unserm Volke, unserer Jugend stets neue Begeisterung und Ehrfurcht ein. Hohe Ideale hatten, pflanzten, behielten sie — trotz Bedrängnis und Anfeindung, Verketzerung und Entstellung, Ächtung und Absetzung, an denen es keinem von beiden gefehlt hat, — nicht gefehlt gerade um ihres hohen Strebens und ritterlich-freien Ringens willen. Wie Luther Elternhaus und Carriere, so hat auch Schiller Amt und Stellung aufgegeben, ja, auch die Heimat zu verlassen sich gezwungen gefühlt, um dem Gewissensruf in der Tiefe seines Herzens folgen zu können, denn „das ist nicht des Deutschen Größe, obzusiegen mit dem Schwert; in das Geisterreich zu dringen, Vorurteile zu besiegen, männlich mit dem Wahn zu kriegen, das ist seines Eifers wert". Aus eigener Kraft und in selbstlosem Entsagen haben beide sich selber eine Stellung, ihrem Volke unschätzbaren Geistesgewinn erworben. Wie beide Männer, unter demselben Stern geboren, die innige Verwandtschaft von Religion und Kunst, zumal auch von Christentum und Poesie darstellen, so darf man ihr Werden und Wachsen, ihr Leiden und Reifen, ihr Kämpfen und Siegen, ihr Leben und Streben als muternenernde Bestätigung des alten Wortes voll tiefsinniger Weisheit und tapferer Lebenswahrheit auffassen, das die von beiden Heroen hochverehrte, viel gelesene, gründlich gekannte und in freier Selbständigkeit froh bekannte Bibel enthält: „Es ist ein köstliches Ding einem Manne, daß er das Joch in seiner Jugend trage" (Klagelieder 3, 27). Wo ihr Idealismus, Glaube, oder wie man's nennen will, waltet, in einzelnen früh, oberflächlich oder traditionell verketzerten Persönlichkeiten oder auch in ganzen Volksbewegungen, wo billige Selbstachtung erwacht ist und unerschrocken nach Freiheit und Wahrheit strebt, mag da unsinniges Pöbelgeschrei die neuen Bahnen echter Religion, Kunst und Wissenschaft in feigem Kleinmut und unehrlicher Tücke kreuzen und stören, da wächst doch am machtvollsten gerade der unter Druck gehaltene und in Einsamkeit treu genährte Wahrheits- und Freiheitstrieb, der Luther- und Schillerdrang sich zur unwiderstehlichen Siegeskraft aus, und das alte Jesaiawort (30, 15), das so oft die Wittenberger Nachtigall laut zu eigener und anderer Ermutigung gesungen, wird wieder wahr: In silentio ac spe erit fortitudo vestra! G. Freybe.

Die 56. Hauptversammlung des Gustav Adolf-Vereins.

II.

Eine der jüngsten und erfolgreichsten Wissenschaften ist die Statistik und ihr oberster Grundsatz: Zahlen beweisen. Auch in dem Jahresbericht des Gustav Adolf-Vereins, der der Hauptversammlung vorgelegt wurde, spielt die Statistik eine große Rolle, und ihre Ergebnisse sind nicht nur interessant, sondern auch erhebend. Von der Bedeutung des Vereins legen die Opfer, die für ihn gebracht werden, und die Bedürfnisse, die er befriedigen soll, deutliches Zeugnis ab. Denn nur in demselben Maße, als das evangelische Bewußtsein in der Heimat wie in der Diaspora wächst, wachsen auch seine Einnahmen und Ausgaben. Darum sei es gestattet, wenigstens einige dieser Zahlen hier wiederzugeben. Die Zahl der Zweigvereine ist im Berichtsjahr Juli 1902 bis Juli 1903 gestiegen von 1930 auf 1943, die der Frauenvereine von 614 auf 632, dazu kommen noch einige studentische Gustav Adolf-Vereine. Die Gesamteinnahme der Zentralkasse an Beiträgen von Vereinen und verschiedenen Gebern betrug 537 942,70 ℳ., die Ausgaben 565 887,57 ℳ. Außerdem wurden für Unterstützungen von den einzelnen Vereinen direkt versandt 1 025 701,69 ℳ., so daß die Gesamtleistung der Gustav Adolf-Vereine für Unterstützungen im Jahre 1902 1 591 589,26 ℳ. betrug. An Legaten gingen 112 006,61 ℳ. ein, wovon 110 508,79 ℳ. zu kapitalisieren waren, während 1497,82 ℳ. nach den Vorschriften der Testanten verwandt wurden.

Am Schluß des Berichtsjahres standen dem Zentralvorstand zur freien Verfügung 163823,27 ℳ. gegen 164419,85 ℳ. im Vorjahr.

Das Gesamtvermögen der Zentralstelle betrug Ende des Berichtsjahres 1902 (einschließlich der 7 Stiftungen, die zu Ehren der Stifter unter besonderen Konten geführt werden) 1 548 739,30 ℳ. gegen 1 416 142,38 ℳ. Ende 1901.

Die getrennt verwaltete Luther-Stiftung hatte ein Vermögen von 24 664,06 ℳ. gegen 23 869,34 ℳ. im Jahre 1901 aufzuweisen.

50 Einweihungen von Kirchen und Bethäusern fanden statt. 40 Grundsteinlegungen von Kirchen und Bethäusern; 1 Pfarrhaus und 6 Schulen wurden bezogen, 1 Schule begonnen. In Bukarest wurde am 13./26. Oktober 1902 das neue Diakonissenhaus eingeweiht. Ein Gemeindehaus wurde in Gebrauch genommen, ein Gemeindehaus in Rellinghausen eingeweiht; 5 Glockenweihen fanden statt. Eine evangelische Gemeinde (Groß-Moyeuvre in dem Reichslande) weihte ihre Orgel.

An Ehrengaben gelegentlich der Jahresversammlung wurden überreicht im ganzen ca. 62 446 M., wovon der größte Teil in Hamburg gesammelt worden ist.

Zu erwähnen ist noch, daß 19 Gemeinden aus der Pflege des Vereins ausscheiden, die im ganzen ca. 246 000 M. an Unterstützung empfangen haben.

Auf die Schilderung der Verhältnisse in den verschiedenen Diasporagebieten, die im Jahresbericht über 60 Seiten einnimmt, können wir an dieser Stelle natürlich nicht eingehen. Wer sich aber einem Begriff machen will von dem Umfang der Arbeit des Gustav Adolf-Vereins und den Mühen, unter denen die Evangelischen in der Diaspora vielfach stehen, der wird diese Darstellung lesen müssen.

Im Mittelpunkt der zweiten öffentlichen Hauptversammlung, am 8. Oktober, standen das Referat des Generalsuperintendenten D. Nebe-Münster über „Die Diaspora Westfalens" und vor allem die Abstimmung über die große Liebesgabe. Der Vortrag von D. Nebe gab ein sehr anschauliches Bild davon, wie die politischen und sozialen Umwälzungen des vergangenen Jahrhunderts vielfach die früher bestehenden Mischungsverhältnisse der Konfessionen verändert haben. In vorher rein katholischen Gegenden, z. B. im Münsterlande, haben sich unter dem Einfluß der Industrie zahlreiche evangelische Gemeinden, vor allem aus Arbeitern bestehend, gebildet. Heute sind über hundert Diasporagemeinden in Westfalen vorhanden, bei einem Verhältnis von 1 550 000 Evangelischen zu 1 620 000 Katholiken. Das früher bestehende schiedlich-friedliche Verhältnis der Konfessionen zueinander ist durch diese Entwicklung sehr erschwert. Was der Bischof Clemens von Ledebur noch getan hat, der den Evangelischen katholische Gotteshäuser für ihre Gottesdienste anbot, ist heute nicht mehr denkbar. — Jedenfalls hat es D. Nebe verstanden, das Interesse für die Diaspora hervorragend zu stärken. — Über das „gemeinsame Liebeswerk" referierte Kirchenrat Zäringer-Karlsruhe. 36 553 M. standen zur Verfügung gegen 35 387 M. im Vorjahre, davon betrug die sog. große Liebesgabe 22 805 M., die beiden übrigen Summen 6789 M. und 6959 M. Vorgeschlagen waren drei Gemeinden: Czersk in Westpreußen, Esperanza in Argentinien und Großauheim in Hessen. Nach Lage der Verhältnisse konnte es sich nur um die beiden ersteren handeln, von denen Esperanza mit einer Stimme siegte.

Einige Notizen mögen die Verhältnisse dieser Gemeinde beleuchten. Esperanza liegt in der Provinz Santa Fé und hat 7000 Einwohner. Die Entwicklung der dortigen deutschen Gemeinde ist durch unglückliche Ereignisse vielfach gehemmt, ja geradezu gefährdet worden; mehrfach haben sogar unwürdige Pfarrer, darunter ein berüchtigter Pseudopfarrer, eine Zeitlang dort gewirkt. Die deutsche Gemeindeschule, die bis Ende der 70er Jahre dort bestand, hat aufgehoben werden müssen. Neben den beiden jetzigen Privatschulen, in denen kein Religionsunterricht erteilt wird, besteht dort eine vorzügliche katholische Schule, die als die vornehmste gilt. Dazu kommt die Arbeit des Jesuitismus, der in der Provinz Santa Fé seine Hochburg hat. 1887 ist der Grundstein zu der jetzigen Kirche gelegt worden, die bis auf den Turm auch fertig geworden ist. Die jetzige ev. Gemeinde mit ca. 800 Seelen und 125 zahlenden Mitgliedern ist nicht im stande, die Kirchenbauschuld zu decken, ja nicht einmal die nötigsten Reparaturen ausführen zu lassen. Sie hat daher schon den verzweifelten Entschluß gefaßt, das Pfarramt aus Mangel an Mitteln vollständig aufzugeben, ein Entschluß, der durch die große Liebesgabe nunmehr aufgehoben ist. Wäre er zur Ausführung gekommen, so wäre das Schicksal der evangelischen Kirche nicht nur in Esperanza, sondern in der ganzen Provinz Sante Fé damit wohl besiegelt gewesen. Jetzt ist zu hoffen, daß das evangelische Christentum und dadurch auch das Deutschtum in Argentinien einen neuen Aufschwung nehmen wird.

Mit der Abstimmung über die Liebesgabe war der wichtigste Teil der Verhandlungen beendet. Es folgte noch außer einigen Ansprachen die Entscheidung darüber, an welchem Ort im nächsten Jahre die Hauptversammlung tagen solle. Vorgeschlagen waren Bromberg und Heidelberg. Gewählt wurde das letztere.

Im Anschluß an die Hauptversammlung fanden in der St. Michaelis- und in der St. Jakobikirche stark besuchte, von den Herren Superintendenten Nelle-Hamm und Meinhold-Barth (Pommern) geleitete Kindergottesdienste statt, durch die das Interesse und Verständnis für die Gustav Adolf-Sache auch in den Herzen der Kinder gewiß lebhaft gefördert worden ist.

Den Abschluß und in gewisser Weise zugleich den Höhepunkt der festlichen Veranstaltungen bildete dann am Abend dieses Tages der Empfang der Teilnehmer des Gustav Adolf-Festes im Rathause durch den hamburgischen Senat. Etwa 250 Herren nahmen daran teil. Nach gegenseitiger Vorstellung und Begrüßung durch die Herren Bürgermeister Dr. Burchard

---

Die Dorfmusikanten.

Am 3. November haben im „Neuen Königlichen Opernhause" zu Berlin die Aufführungen der Sohnreyschen „Dorfmusikanten" ihren Anfang genommen. Werden sie im Lärm großstädtischer Arbeit und Vergnügungen sich Gehör verschaffen können? Der Titel verspricht keine Sensation, die Handlung spielt ersichtlich weder auf den Höhen noch in den grauenvollen Tiefen menschlichen Lebens, die handelnden Personen sind schlichte deutsche Bauern, — da scheint die Sorge nicht ungerechtfertigt, ob sie in der Großstadt auf hinreichendes Verständnis rechnen dürfen. Und doch hoffen wir, daß der „Verein zur Förderung deutsch-evangelischer Volksschauspiele", durch den sie zur Darstellung gebracht werden, auch diesmal recht behalten wird. Nach den Helden des Protestantismus*) sollen einmal Leute des Volkes gezeigt werden, für die jene gelebt haben und in denen etwas von dem Geiste jener lebendig geworden ist. Das Gebiet des spezifisch Religiösen ist verlassen, um ein Stück deutschen Volkstums der Vergessenheit zu entreißen. So wie es aussah in deutschen Bauernhäusern, so wie es herging auf dörflichen Festen, so wie unsere Bauern sind im Denken und Handeln, in Lieben und Hassen, Bilder voll Farbe und Leben, Fröhlichkeit und Ernst, Derbheit und Innigkeit sollen den Besuchern an Augen und Seele vorüberziehen.

Dem Dichter ist es dabei nicht um ein bloßes Spiel zu tun. Sein ganzes Wirken ist von der einen großen Sehnsucht erfüllt, dem Landvolk, das er kennt und liebt, Freunde zu gewinnen, die es verstehen und ihm helfen wollen, daß das Leben auf dem Lande wieder reich und schön wie ehedem, der unheilvolle „Zug vom Lande" eingedämmt, dem Vaterlande ein gesunder, heimfroher und heimfester Bauernstand erhalten werde. Gesetzgebung und Polizei, Kirche und Schule haben in guter Absicht, aber in blindem Eifer vielfach verwüstend auf das ländliche Volkstum gewirkt, anstatt die alten Volkseinrichtungen zeitgemäß zu erneuern und fortzuentwickeln. Kurzsichtigkeit und Eigennutz von Großen und Kleinen auf dem Lande haben schwere Schäden im Gefolge gehabt und beispielsweise die Leutenot zu einer allgemeinen Erscheinung gemacht. Die neue Zeit mit ihren Umwälzungen auf allen Gebieten des Lebens stellen hohe Forderungen und Aufgaben an den einzelnen Bauer wie an die bäuerlichen Gemeinden. Dem gegenüber hat Sohnrey ein umfassendes Wohlfahrtsprogramm aufgestellt, das kein Allheilmittel anpreist, aber zahlreiche Abhilfsmittel empfiehlt, das nicht von heute auf morgen, wol aber in anhaltender treuer Arbeit Hilfe verspricht, in dem nirgends graue Theorie oder bunte Fantasterei ist,

*) 1899 wurde Devrients „Gustav Adolf" und 1901 der „Luther" desselben Dichters, beide mit durchschlagendem Erfolge, gegeben.

und Dr. Hachmann und andere Mitglieder des Senats begab sich die Versammlung unter schmetternden Fanfaren in den Festsaal. Hier hielt Bürgermeister Dr. Burchard zunächst eine Ansprache. Bemerkenswert ist in derselben besonders folgender Abschnitt:

„Die Freie und Hansestadt Hamburg ist nach ihrer Verfassung ein konfessionsloser Staat, aber das hindert nicht, daß der Protestantismus, der vor vier Jahrhunderten in Hamburg seinen siegreichen Einzug gehalten hat, hierselbst ein mächtiger Faktor ist. Die Bevölkerung ist in ihrer großen Mehrzahl protestantisch; unser Denken und Empfinden, unsere Weltanschauung sind auf protestantischer Grundlage erwachsen. Wie jede Unfreiheit, widerstrebt uns auch auf religiösem Gebiete der Zwang, die Beschränkung der geistigen Persönlichkeit.

Mit Freuden begrüßen wir es, daß Scharen deutscher Männer, Geistliche und Nichtgeistliche, Männer verschiedener Konfession und verschiedener theologischer Richtung, aber geeint in echt evangelischem Empfinden, sich in Hamburg zusammengefunden haben zu gemeinsamer Betätigung, zu gemeinsamer evangelischer Arbeit. Mit Freuden begrüßen wir es, daß in den Hauptvereinen wie in den Zweigvereinen der Gustav Adolf-Stiftung die Devise „viribus unitis" hochgehalten und die Mahnung des Dichters beherzigt wird, zum Ganzen zu streben und an ein Ganzes sich anzuschließen. Diese Mahnung bleibt nur allzuoft unbefolgt: Wir Deutsche sind nun einmal zentrifugal veranlagt und zu gemeinsamer Aktion erfahrungsgemäß schwer zu vereinigen. Das gilt insbesondere auch von dem Gebiete und den Lebensbedingungen der evangelischen Kirche. Um so erfreulicher ist es deshalb, daß in letzter Zeit ein engerer Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen von den Kirchenregierungen erfolgreich angebahnt worden ist. Der Gustav Adolf-Verein hat die von ihm zu Gunsten der Glaubensgenossen in der Zerstreuung geübte Liebestätigkeit auf breiter evangelischer Grundlage organisiert und immer wieder betont, daß die deutschen evangelischen Landeskirchen vitale gemeinsame Interessen zu verteidigen und hochzuhalten haben. So kann der Verein das Verdienst in Anspruch nehmen, dem segenverheißenden Gedanken einer stärkeren wechselseitigen Annäherung der einzelnen Landeskirchen auch seinerseits den Boden geebnet zu haben. Schon diese Wegbereitung sichert ihm rühmenden Dank."

Der Vorsitzende des Vereins, D. Pank, antwortete darauf in sehr herzlicher, teilweise humorvoller Weise, indem er darauf hinwies, daß ein solcher Empfang dem Gustav Adolf-Verein noch nicht zu teil geworden sei. Bei einem vom Senat angebotenen Imbiß verflossen dann die letzten Stunden des Zusammenseins in angeregtester Unterhaltung.

Jetzt sind die vielen Teilnehmer dieser festlichen Tage wieder zurückgekehrt in ihre stille oder bewegte Arbeit, alle gewiß erfüllt von schönen Erinnerungen und gestärkt durch fröhlichen Glauben an die Zukunft evangelischen Christentums.

Hamburg. Ladendorf.

---

sondern alles so viel als möglich an das Ursprüngliche anknüpft oder aber schon hier und da erprobt ist und sich unter Berücksichtigung der besonderen örtlichen Verhältnisse überall in die Wirklichkeit umsetzen läßt. Demselben Gedanken dient Sohnrey auch in seinen Dorfgeschichten und in seinem ersten Volksschauspiel „Die Dorfmusikanten".

Die Bedeutung, welche die alten Dorfmusikanten für das gesellige Gemeinschaftsleben der Landbevölkerung in früherer Zeit gehabt haben, veranlaßte ihn, ihrer bereits in seinem „Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege" wehmütig zu gedenken. Eine besondere Anregung gaben ihm die „Bergheimer Musikantengeschichten" (Wolfenbüttel, Julius Zwißler), in denen der frühverstorbene Volksdichter Heinrich Schaumberger von dem Tun und Treiben der thüringischen Dorfmusikanten und ihrer Zeit auf Grund getreuer Volkserinnerungen ungemein lebensvoll erzählt. Nach weiteren Nachforschungen und Spezialstudien hat er dann, wie unter einer inneren Nötigung stehend, die Schaumbergerschen Musikantengeschichten zur Grundlage eines Volksstückes gemacht, in dem wir die alten Dorfmusikanten und ihre Zeit wieder leiben und leben sehen. Ich verrate nichts von dem wertvollen Inhalte, den wechselreichen Volksscenen, dem tiefinnerlichen Konflikt. Nur das eine sage ich: es ist alles echt! Und darum: kommt und seht selbst! T.

Mithrasreligion und Christentum.

II.

Mithras war ursprünglich der Gott des himmlischen Lichtes bei den Iraniern und zugleich Beschützer der Herden. Obgleich die religiöse Reform Zoroasters ihn wie die andern persischen Naturgötter zu Gunsten ihres Dualismus degradierte, war sie doch nicht im stande, seine Verehrung im Volke auszutilgen. Diese muß in der Stille fortgedauert haben und zur Zeit der Achämeniden, besonders unter Artaxerxes Mnemon (402—365 vor Christus) scheint der alte Lichtgott als Herr der Heere auch wieder eine gewisse offizielle Anerkennung gefunden zu haben. Unterdessen hatte aber sein Kultus eine Verbindung mit der babylonischen Gestirnreligion eingegangen und in dieser Mischform breitete er sich nach den Siegen Alexanders des Großen über ganz Vorderasien aus. Seine künstlerische Gestaltung erhielt er durch die Pergamenische Schule: die Gruppe des stiertötenden Mithras ist dem Typus der stieropfernden Nike nachgebildet. In zahlreichen Namen asiatischer Herrscher erscheint Mithras: ich nenne nur den großen Römerfeind Mithridates von Pontus. Ein Hauptgebiet der Verehrung des Gottes war Cilicien mit seiner Hauptstadt Tarsus, und hier wurden in dem von Pompejus mit den dortigen Seeräubern geführten Kriege die Römer mit dem persischen Gotte bekannt. Ungefähr gleichzeitig mit der ersten aus Gefangenen bestehenden Judengemeinde in Rom hielt auch Mithras seinen Einzug in die Hauptstadt der Welt (63 vor Christus). Von da an bürgerte sich seine Verehrung mit ebenso großer Schnelligkeit als Intensität in fast allen Provinzen des römischen Reichs ein, und was Tertullian im Blick auf das Christentum sagt: „wir sind von gestern und haben eure ganze Welt erfüllt", das hätten um 200 nach Christus mit ebenso großem Recht die Mithrasgläubigen von sich behaupten können. Die Hauptverbreiter der Religion waren in erster Linie die Soldaten, besonders die orientalischen Hilfstruppen, ferner die massenhaft aus dem Osten eingeführten Sklaven und endlich die syrischen Kaufleute, welche damals ihren Handel bis in die heutige Rheinprovinz (Trier) ausdehnten. Italien, die Donauländer, das römische Germanien und Gallien wurden mit einem dichten Netz von Kultstätten übersponnen, wozu noch eine kleinere Anzahl in Spanien, Britannien, an der Nordwestküste Afrikas und in Ägypten kam. Nur Ein Land verhielt sich gegen den Gott seines Erbfeindes völlig ablehnend: Griechenland, wo eine vereinzelte Kultstätte im Piräus wirklich nur als Ausnahme die Regel bestätigt. Anfangs waren es, wie beim Christentum, vorzugsweise die unteren Stände, besonders Sklaven, bei denen die neue Religion Eingang fand; doch ließ sich schon Nero, an dessen Hof bekanntlich auch einige Christen waren und dessen Gemahlin Poppäa Sabina eine Schwäche für die Juden hatte, von dem Armenierkönig Tiridates als Emanation des Mithras verehren, und immer mehr erkannten die Kaiser, daß die Verbindung mit diesem Gotte, von dem sie das Emblem der Strahlenkrone entlehnten, geeignet war, ihre Person und Stellung mit einem überirdischen Nimbus zu umgeben, und Commodus (180—192 nach Christus) ließ sich förmlich in die Mysterien einweihen. So war der Bund zwischen „Thron und Altar" geschlossen, Mithras war hoffähig geworden, die Angehörigen der höchsten Kreise wetteiferten von nun an in seiner Verehrung. Die Kaiser des 3. und des beginnenden 4. Jahrhunderts waren meist eifrige Mithrasverehrer, den Gönner des Christentums, Konstantin eingeschlossen, von dessen Münzen vier Fünftel die Inschrift „Soli Deo Invicto" oder „Soli Invicto Comiti" tragen, während keine einzige ein christliches Abzeichen aufweist. Nachdem sich unter Konstantin das Christentum die staatliche Anerkennung errungen hatte, so daß die heidnischen Kulte neben ihm nur noch geduldet waren,

brachte die Reaktion unter Julian auch der Mithrasreligion noch eine letzte kurze Glanzzeit. Unter seinen Nachfolgern erstreckte sich das allgemeine Verbot heidnischer Kulte selbstverständlich auch auf die Mithrasverehrung, an der nun die wahrscheinlich von ihrer Seite ausgegangene Diokletianische Christenverfolgung gerächt wurde. Der Manichäismus ist ihr letzter Ausläufer.

Die Form, in der uns die Mithrasreligion in der römischen Kaiserzeit entgegentritt, kann man als einen solaren Pantheismus bezeichnen, der sich gleichermaßen von der babylonischen Planetenlehre wie von der griechischen Philosophie, besonders der Stoa, beeinflußt zeigt: das zu Grunde liegende Weltbild ist im wesentlichen dasselbe wie bei dem um die Wende des 2. zum 1. Jahrhundert vor Christus lebenden Philosophen Poseidonios von Apamea, dessen Zentralgedanke ein auf der Einheit und Gesetzmäßigkeit alles Lebens und Geschehens begründeter Monotheismus ist. Trotz aller fremden Zutaten, trotz der Angliederung einer Reihe von andern Gottheiten blieb doch Mithras durch alle Wandlungen hindurch das Zentrum seiner Religion; und dies gilt, obwohl er — schon hier fehlt die Analogie zum Christentum nicht — nicht ihr höchster Gott, sondern nur ihr Heros ist. Der Hauptgott, dessen löwenköpfige, geflügelte, auf der Brust den Blitz tragende, von einer Schlange umwundene und in jeder Hand einen Schlüssel haltende Statue in keinem Heiligtum fehlte, war vielmehr Zervan Akarana, der Vater von Ormuzd und Ahriman, das höchste, ewige, unerkennbare Wesen, das alle andern Götter in sich schließt und dessen Name — wie der Jahvehs — unaussprechlich ist. Die Griechen glaubten in ihm die religiös-philosophische Vorstellung ihres Aion, die Personifikation von Zeit und Ewigkeit und von der Unendlichkeit der Welt, zu erkennen. Mit den Schlüsseln öffnet er die Pforten des Himmels, durch welche die Sonne heraus- und hereintritt und durch die auch die Seelen zur Erde nieder- und wieder zum Himmel emporsteigen: so ist er der himmlische Türhüter wie Petrus in der christlichen Legende.*) Die „Schlüssel des Reichs der Himmel“, die diesem in einer sicher ziemlich später Zeit entstammenden und schon die Bedeutung der römischen Gemeinde reflektierenden Stelle (Matth. 16, 19) verliehen werden, haben an den „Schlüsseln des Hauses Davids“ (Jes. 22, 22) einen recht ungenügenden Erklärungsgrund.**) Um diesen Hauptgott in seiner Eigenschaft als Himmelsgott gruppieren sich dann die Zodiakalgötter und die sieben Planeten, welch letzteren die Wochentage geweiht sind; und zwar ist der heilige Tag, wieder wie bei den Christen, der Sonntag.

Welche Rolle aber Mithras selbst spielt, das mag uns zunächst die Kultlegende lehren. Als Gott des Lichtes ist er der „Mittler“ zwischen Himmel und Erde, aber nicht nur im kosmischen, sondern auch im moralischen Sinn: zwischen dem unzugänglichen und unerkennbaren Gott, der im Himmel herrscht, und dem Menschengeschlecht, das hienieden lebt. Mit Kautes und Kautopates, die nur eine doppelte Inkarnation des Mithras selbst sind und auf den Denkmälern als Jünglinge mit erhobener und gesenkter Fackel erscheinen, bildet er eine himmlische Trias. Seinen Aufgang verkündet der Schrei des Hahns. Wie den Persern das Reich des Lichts und der Finsternis zugleich das Reich des Guten und Bösen ist (vgl. 1. Joh. 1, 5 ff.), so ist auch Mithras der Beschützer der Wahrheit und des Guten, der geschworene Feind aller Lüge und alles Bösen, das von Ahriman und seinem höllischen Reich ausgeht. An den Ufern eines Flusses, so erzählt die Legende, unter dem Schatten eines heiligen Baumes wird das göttliche Kind in wunderbarer Weise aus einem Felsen geboren, weshalb er der felsgeborene (Petrogenes) heißt. Hirten beobachten das Wunder, beten das göttliche Kind an und bringen ihm die Erstlinge ihrer Herden und Früchte dar. Rasch herangewachsen schneidet sich der Heros Früchte von einem Feigenbaum und kleidet sich mit dessen Blättern. Dies alles geschah (trotz der Hirten)*), noch ehe es Menschen gab. Nun mißt sich Mithras im Kampfe mit dem Sonnengott, den er besiegt. Mit dem Überwundenen, dem er die Strahlenkrone aufs Haupt setzt, schließt er einen Freundschaftsvertrag und beide unterstützen sich von nun an gegenseitig. Das wichtigste Abenteuer aber ist der Kampf Mithras mit dem Stier, dem ersten lebenden Wesen, das Ormuzd geschaffen hatte. Der Heros fängt den Stier, faßt ihn an den Hörnern und schwingt sich auf seinen Rücken. Vergebens ist aller Widerstand des rasenden Tieres, das sein Besieger an den Hinterbeinen in seine Höhle zieht. Aber der Stier entkommt. Nun sendet Helios dem Mithras seinen Raben mit der Aufforderung, den Stier zu töten. Mit widerstrebendem Herzen opfert Mithras den wieder eingefangenen Stier in der Höhle. Da geschieht ein Wunder: aus dem Körper des sterbenden Tieres entstehen alle heilsamen Kräuter und Pflanzen, aus seinem Schweife sproßt ein Büschel Ähren, aus seinem Blute ein Weinstock empor, aus denen Brot und Wein für das heilige Mahl der Mysterien gewonnen wird. Vergebens sendet der böse Geist seine unreinen Tiere (Skorpion, Ameise, Schlange), um die Quelle des Lebens zu vergiften: aus dem Samen des Stieres entstehen alle nützlichen Tiere: aus dem Tod erhebt sich neues Leben. — Inzwischen war das erste Menschenpaar geschaffen worden, das nun Mithras gegen die Angriffe Ahrimans beschützte: dieser sucht die Erde mit einer Dürre heim, aber Mithras schießt seinen Pfeil gegen einen Felsen, dem infolgedessen ein Quell entspringt; Ahriman versucht durch eine Sintflut die Erde zu entvölkern, aber auf göttlichen Rat baut ein Mensch eine Arche, in der er sich mit den Seinigen und seinem Vieh rettet; Ahriman verheert die Welt mit Feuer und alle Ställe verbrennen, aber die Geschöpfe Ormuzds entrinnen mit Mithras Hilfe auch dieser Gefahr. Nun ist die irdische Mission des Heros erfüllt: im Verein mit Helios hält er ein letztes Mahl, bei dem Brot und Wein genossen wird; dann fährt er mit ihm auf dem Sonnenwagen gen Himmel, um fortan bei den andren Unsterblichen zu wohnen und von dort aus seine Gläubigen zu beschirmen.

Prof. Dr. W. Nestle.

*) Auch griechische Götter und Heroen wie Pluton und Aeakus, der Unterweltsrichter und -Pförtner, führen Schlüssel. Rohde, Psyche [2] I Seite 311 A.

**) Vgl. Apoc. Joh. 1, 18 mit 3, 7.

*) Eine ähnliche Inkonsequenz im Mythus z. B. Gen. 4, 17.

Aus dem Glaubensbekenntnis eines jungen, früh vollendeten Mennoniten.

So wohltuend es wohl jedes protestantische Gemüt berührt haben mag, daß bei der Konfirmation der kaiserlichen Prinzen soviel von der Ausbildung der christlich-sittlichen Persönlichkeit die Rede gewesen ist, so mußte es auch jedem Denkenden andererseits auf den ersten Blick klar werden, wie wenig die Anträge auf der kürzlich stattgehabten Versammlung der Generalsynode ein solches Ziel, wie es doch jedem Protestanten vorschweben muß, möglich machen, ja wie sie demselben direkt entgegenarbeiten. Denn die Entwicklung der christlich-sittlichen Persönlichkeit kann nur auf dem Boden der Freiheit gedeihen und aus der durch keinen Zwang gehemmten Wahrhaftigkeit der Überzeugung hervorwachsen. Wo aber selbst den Professoren ein Riegel vorgeschoben werden soll, wie weit sie in der Forschung gehen, und den Predigern ein genaues Schema vorgeschrieben wird, in welches jedes christliche Fürwahrhalten sich hineinfügen muß, da ist von einer solchen Entwicklung keine Rede.

Darum ist es wohl zeitgemäß, einmal den Blick auf eine Religionsgemeinschaft zu lenken, die diese Freiheit gepflegt hat und dabei wahrlich nicht schlecht gefahren ist, sondern in ihrer durch Freud und Leid fortschreitenden Geschichte stets eine Zierde unserer evangelisch-protestantischen Kirche bis heute gewesen ist. Wir meinen die Mennoniten.

Ich darf bei den Lesern dieses Blattes als bekannt voraussetzen, daß die Mennoniten, wenigstens die in dem unserm Bremen benachbarten Ostfriesland, genau dieselbe Stellung zur Bibel und zum kirchlichen Dogma einnehmen, wie die liberale Theologie überhaupt, und daß die einzigen Unter-

schiede darin bestehen, daß an Stelle unserer Konfirmation erst die Taufe tritt, wogegen die Kindertaufe fehlt, ferner daß der Eid und — solange dies nach unserm Reichsgesetzen möglich war — früher auch der Kriegsdienst verworfen ward. In einem Aufsatz „Die Bibelkritik und die Mennoniten“ (Separatabdruck aus dem mennonitischen Blatte Nr. 3 vom 1. März 1896) sagt Bernhard Brons: Das „Streben nach einer freien persönlichen Überzeugung hat von jeher wohl den eigentlichen Grundzug des Mennonitentums gebildet und das Streben, zu einer solchen zu gelangen, hat von jeher in mennonitischen Kreisen ein lebhaftes Interesse für geistigen Fortschritt wach gehalten, neben dem religiösen vor allem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Philosophie“.

Die Mennonitengemeinden haben mit solchen Grundsätzen stets eine tiefinnerliche praktische Frömmigkeit zu vereinigen gewußt. Man könnte einwenden, daß die Zahl der Mennoniten in Deutschland im ganzen 19. Jahrhundert nicht erheblich gewachsen ist, wie aus mennonitischen Kreisen selbst ausgesprochen wird (vergl. Mannhard: Die Mennoniten unter den preußischen Königen, Christl. Gemeindekalender 1902, S. 98). Aber man vergesse doch ja nicht, daß solch kleine Gemeinden, durch Wegzug, Auswanderung, Mischheiraten nach auswärts u. a. m. so sehr bedroht sind, daß eine Erhaltung auf dem bisherigen Standpunkte schon ein großes Zeichen von Kraft bedeutet. Ferner weiß ein jeder, der die Bewegung des religiösen Lebens nur einigermaßen verfolgt, daß in Rußland und Amerika, und wo sich die Mennoniten nur ansiedelten, blühende Ortschaften entstanden, und die Gemeinden durch ihr sittenstrenges, treues und frommes Wesen bald auch in der neuen und fremden Umgebung Achtung und Vertrauen gewannen.

Bei den Mennoniten wird nun von jedem einzelnen, der mit ca. 18 Jahren getauft wird, verlangt, daß er ein selbstgefertigtes, längeres Glaubensbekenntnis vor den Ältesten der Gemeinde vorliest. Wir führen hier einige Stellen aus dem Glaubensbekenntnis eines jungen Mennoniten an, welche uns in den Geist, in dem die Gemeindemitglieder dort unterwiesen werden, einen Einblick gewährt. Es heißt da:

„Der Täufling drückt seinerseits dadurch, daß er sich der Taufe unterzieht, sein festes Vertrauen aus, das von Christo verkündete Heil bei der Gemeinde zu finden, und verspricht, mit dahin streben zu wollen, es herbeizuführen. Darum ist in den Mennonitengemeinden denn auch stets verlangt worden, daß jeder Täufling sich über seinen Glauben und über die Stellung, welche er zur Gemeinde einnehmen will, ausspreche.“

„Das Gefühl, bei meinen Bestrebungen von Gleichgesinnten unterstützt zu werden und diesen meinerseits wiederum beizustehn und mit ihnen zusammen das Gemeindewohl nach Kräften zu fördern, ist es nun auch in dieser Stunde, was mich treibt, die Gemeinde um Aufnahme zu bitten. Es ist dabei für mich selbstverständlich, daß ich mich der Mennonitengemeinde, als derjenigen, deren Gesinnungen ich am meisten teile, anschließe. Damit die Gemeinde jedoch beurteilen könne, wieweit mein Glaube mit dem ihrigen übereinstimmt, will ich ihn ihr in folgendem in kurzen Zügen darlegen.“ . . .

Aus dem im mildliberalen Geiste gehaltenen Glaubensbekenntnis, welches zugleich ein Sittengelöbnis enthält und an Umfang und Inhalt an die Diktathefte unserer Konfirmanden erinnert, heben wir nur folgende Sätze hervor. Über die Bibel äußert sich der Täufling, nachdem er die Inspirationslehre kritisiert hat: „Und doch liegt der einzige Beweis für den wesentlichen Wert des Inhaltes der Bibel nur in dem Anklange, den er in der Seele der Menschen findet, daher kommt auch, um diesen Wert festzusetzen, nur der ethische, religiöse Gehalt der Bibel in Frage.“

Über den Eid führt das Glaubensbekenntnis folgendes aus: „In besonderer Weise bekunden wir Mennoniten die Achtung vor unseren Mitmenschen auch noch dadurch, daß wir das Eidschwören verwerfen. Wir finden es verkehrt, Gott eidlich anzurufen und halten dafür, zur Bestätigung der Wahrheit genüge das einfache „Ja“. Als Grund für ihre Weigerung, zu schwören, beriefen sich unsere Vorfahren auf die beiden Bibelstellen Jakobi 5, 12: „vor allen Dingen aber, meine Brüder, schwöret nicht, weder bei dem Himmel, noch bei der Erde, noch mit keinem anderen Eide. Lasset es bei dem einfachen „Ja“ und „Nein“ bewenden, auf daß ihr nicht unter das Gericht fallet“ und Matth. 5, 33—37: „Ihr habt weiter gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst keinen falschen Eid tun, und sollst Gott deinen Eid halten. Ich aber sage euch, daß ihr überhaupt nicht schwören sollt, weder bei dem Himmel, denn er“ usw. Schwerer wiegend aber als alle die Bibelstellen ist das einfache Sittlichkeitsgefühl, das sich gegen das Schwören auflehnt, denn durch das Schwören wird das gewöhnliche, nicht beschworene Wort gewissermaßen herabgesetzt und die Unwahrhaftigkeit, die man bekämpfen will, im Grunde erst recht großgezogen, weil das Schwören die Meinung erweckt: nur die beeidigte Aussage müsse durchaus wahr sein. Auch werden trotzdem ja noch viele Meineide geleistet. Daher gewinnt unsere Ansicht sogar in Kreisen Andersgesinnter immer mehr Anhänger. Wir Mennoniten, die wir den Eid ablehnen, müssen aber, wie auch unsere Vorfahren taten, umsomehr darauf halten, daß man sich auf unser Wort in allen Lebenslagen verlassen könne. Der Segen der Wahrheit wird dann nicht ausbleiben.“

Endlich finde hier noch folgende Bemerkung ihren Platz: „Zum Schlusse sei auch noch als ein sehr wesentlicher Unterschied von anderen Religionsgemeinschaften hervorgehoben, daß wir in viel weiterem Maße als irgend eine andere Gemeinschaft die unbedingte Glaubensfreiheit des einzelnen hoch halten und den Schwerpunkt des Glaubens allein in das sittliche Gebiet legen, indem wir im Glauben die Freiheit wahren und in gleichem Maße in der Freiheit den Glauben hochhalten.“

Ich glaube, nach den wenigen Proben, die wir gegeben haben, wird ein jeder Achtung haben müssen vor solchem Glaubensbekenntnisse dieses leider zu früh verstorbenen Jünglings und vor den Gemeinden, die diesen Geist pflegen. In großen Städten, wo oft gegen 100 Konfirmanden zugleich unterrichtet werden und zwar Kinder aus der verschiedensten Bildungssphäre, ist dergleichen nicht zu erreichen, solange bis sich die Verhältnisse einmal ändern. Aber als Ziel muß uns vorschweben die freie Entwicklung der christlichen Persönlichkeit, die religiöse Überzeugung und sittliche Grundsätze wirklich ihr inneres Eigentum nennt, danach lebt und dafür eintritt.

Bruno Weiß.

Bekenntnisglaube und Volksreligion, Kunstreligion und Volksreligion.

I.

Den Unterschied von Volksdichtung und Kunstdichtung kennen wir alle. Wir brauchen, um ihn zu bemerken, keine scharfsinnigen Erläuterungen der Fachmänner in der Poesie; wir finden's von selbst heraus, wie das Volkslied uns poetisch das Gemüt ergreift und den Sinn erheitert, obschon es so gar einfach klingt und unscheinbar einhergeht, und am kunstvollen Sonett, oder wie sonst die Formen benannt werden mögen, gewahren wir gleich die wohl überlegte Verschlingung der Zeilen und Reime, den Aufbau nach Zahl und Maß, die feinsinnige Wahl und Stellung der Worte. Manchmal fällt's uns schwer, dabei so recht bewegt zu werden; so unmittelbar überkommt uns die Stimmung des „Gedichtes“ nicht, wie die des „Bildes“.

In der Schilderung zweier Frömmigkeitsgestalten, die Jesus in der Erzählung von dem Pharisäer und Zöllner im Tempel uns macht, fällt derselbe Unterschied in die Augen, nur eben im Gebiete der Religion, im Tempel: Kunstreligion und Volksreligion. Der Pharisäer braucht, um seine Frömmigkeit auszudrücken, eine ganze Schaustellung, der Zöllner spricht's in einem Worte aus.

Auch in der Frömmigkeit der Gegenwart ist dieser Unterschied vorhanden, und er ist fast zum Gegensatz geworden, wie ja auch der Pharisäer dort sich in scharfen Gegensatz stellt zu dem Zöllner. Wie er diesen gar nicht gelten läßt, so wollen auch die Kunstfrommen unserer Tage den einfachen Ausdruck

des Glaubens, der sich von selbst aus dem religiös bewegten Herzen auf die Lippen drängt, nicht für voll nehmen. Wir Einfachen aber müssen ihnen darauf mit dem Bedenken antworten, ob es denn möglich sei, in ihrer verwickelten Form wirklich recht persönlich-gegenwärtig der Gemeinschaft mit Gott inne zu werden. Nicht erkünstelt, nein, aber allzu künstlich kommt uns ihre Art vor.

Die Poesie hat auch im Ausdrucke der Frömmigkeit ihre wichtige Stelle. Und auch in der religiösen Poesie giebt's Kunstdichtung, und gerade die ins „Bekenntnis" verwickelte Frömmigkeit, die ganz besonders als „Gläubigkeit" gepriesen sein will, führt den frommen Dichter in die künstliche Gestaltung seiner Ergüsse, so daß dann dem schlichten Ausdruck, der der Volksfrömmigkeit allein eigen sein kann, oft der Vorwurf trifft, daß er die eigentliche Kraft verleugne.

Ich will an zwei Kirchenliedern nicht sowohl den Unterschied von Kunst- und Volksdichtung zeigen, als vielmehr die beiden Gestalten der Kunstfrömmigkeit und der Volksfrömmigkeit vorführen.

Wir nehmen folgendes Lied von Christian Friedrich Richter:

Mein Salomo, dein freundliches Regieren
Stillt alles Weh, das meinen Geist beschwert.
Wenn sich zu dir mein blödes Herze kehrt,
So läßt sich bald dein Friedensgeist verspüren,
Dein Gnadenbild zerschmilzet meinen Sinn
Und nimmt die Furcht und Unruh von mir hin.

Gewiß, mein Freund gibt solche edle Gaben,
Die alle Welt mir nicht verschaffen kann.
Schau an die Welt, schau ihren Reichtum an,
Er kann ja nicht die müden Seelen laben;
Mein Jesus kann's, er tut's im Überfluß,
Wenn alle Welt zurücke stehen muß.

O süßer Freund, wie wohl ist dem Gemüte,
Das im Gesetz sich so ermüdet hat,
Und nun zu dir, dem Seelenleben, naht,
Und schmeckt in dir die wundersüße Güte,
Die alle Angst, die alle Not verschlingt
Und unsern Geist zu sanfter Ruhe bringt.

Gewiß, mein Freund, wenn deine Liebeszeichen
Mein armes Herz so sänftiglich durchgehn,
So kann in mir ein reines Licht entstehn,
Durch das ich kann das Vaterherz erreichen,
In dem man nichts als nur Vergebung spürt,
Da eine Gnadenflut die andre rührt.

Je mehr das Herz sich zu dem Vater kehret,
Je mehr es Kraft und Seligkeit genießt,
Daß es dabei der Eitelkeit vergißt,
Die sonst den Geist gedämpfet und beschweret;
Je mehr das Herz den süßen Vater schmeckt,
Je mehr wird es zur Heiligkeit erweckt.

Der Gnadenquell, der in der Seele fließet,
Der wird in ihr ein Brunn des Lebens sein,
So in das Meer des Lebens springt hinein
Und Lebensströme wieder von sich gießet.
Behält in ihr dies Wasser seinen Lauf,
So geht in ihr die Frucht des Geistes auf.

Wenn sich in dir des Herren Klarheit spiegelt,
Die Freundlichkeit aus seinem Angesicht,
So wird dadurch das Leben angericht,
Die Heimlichkeit der Weisheit aufgesiegelt,
Ja selbst dein Herz in solches Bild verklärt
Und alle Kraft der Sünden abgekehrt.

Was dem Gesetz unmöglich war zu geben,
Das bringt alsdann die Gnade selbst herfür.
Sie wirket Lust zur Heiligkeit in dir,
Und ändert nach und nach dein ganzes Leben,
Indem sie dich aus Kraft in Kräfte führt
Und mit Geduld und Langmut dich regiert.

Es müsse doch mein Herz nur Christum schauen;
Besuche mich, mein Aufgang aus der Höh;
Daß ich das Licht in deinem Lichte seh,
Und könne schlechterdings der Gnade trauen.
Kein Fehler sei so groß und schwer in mir,
Der mich von solchem Blick der Liebe führ'.

Wenn meine Sünd mich vor dir niederschläget,
Und deinen Geist der Kindschaft in mir dämpft,
Wenn das Gesetz mit meinem Glauben kämpft,
Und lauter Angst und Furcht in mir erregt,
So laß mich doch dein Mutterherze sehn,
Und neue Kraft und Zuversicht entstehn.

So ruh ich nun, mein Heil, in deinen Armen,
Du selbst sollst mir mein ew'ger Friede sein:
Ich wickle mich in deine Gnade ein,
Mein Element ist einzig dein Erbarmen,
Und weil du mir mein Ein und Alles bist,
So ist's genug, wenn dich mein Geist genießt.

Über seinen eigentlichen poetischen Wert soll hier nicht die Rede sein. Offenbar ist jedenfalls eine kunstvolle Verflechtung von Gedanken in einer großen Mannigfaltigkeit von Bildern, die teils an biblische Ausdrücke, teils an die dogmatische Kirchenlehre, teils an mystische Wendungen und pietistischen Sprachgebrauch sich anlehnen oder unmittelbar daraus entnommen sind.

Wir hören von Gnadenblick, Gnadenflut, Gnadenquell —
Brunn des Lebens, Meer des Lebens, Lebensströmen —
von Gottes Vaterherz und von Christi Mutterherz
von Jesus, dem süßen Freunde, und Gott, dem süßen Vater —
von der aufgesiegelten Heimlichkeit der Weisheit. —

Die Hauptschwierigkeit aber stellt sich ein, wenn es sich um den Eindruck und die Wirkung des Ganzen als Ganzes handelt, um das also, was doch zuletzt von Gesang und Gebet im Gemüt bleiben und als Lebensertrag dem Geiste gegenwärtig sein soll.

Ich möchte sagen: die Seele wird so hin und her geführt, so bald hierhin, bald dorthin gewiesen, daß sie schließlich nicht wissen kann, woran sie eigentlich ist, d. h. es bleibt ein ganz unbestimmter Eindruck, der ganz wertlos ist, eine bloße Stimmung, die im Willen auszugehen nicht fähig ist, weil sie nicht aus klarem Gedanken stammt.

Jesus wird angeredet. Er ist der alleinige Gegenstand des Gebetes. Als Salomo, d. h. als Fürst des Friedens, unter dessen Regimente aus aller Furcht und Unruhe die Seele zum Frieden kommt. Mit seinen Gaben wird alles das kontrastiert, was die Welt etwa geben kann — und die Welt muß ihm gegenüber zurückstehen. M. Fischer.

Ferdinand Richter †.

Am Sonntag, den 11. Oktober abends, ist einer der Begründer des Unionsvereins, einer der ältesten Freunde einer freiheitlichen Gestaltung des kirchlichen Lebens in Preußen, der emeritierte Prediger von Mariendorf bei Berlin heimgegangen. In ihm verliert die liberal-kirchliche Partei einen ihrer begabtesten und verdientesten Führer, die bei der Begründung der Gemeinde- und Synodalverfassung vor nunmehr dreißig Jahren die größten Dienste geleistet und die Sache des liberalen Protestantismus im Sinne Schleiermachers durch ein Menschenalter hindurch auf Synoden und freien kirchlichen Versammlungen vertreten haben.

Ferdinand Richter wurde als der Sohn eines Landbesitzers am 25. Januar 1822 in Nieder-Coblikau bei Merseburg geboren und bis ans Ende hat man es ihm anmerken können, daß seine kernige Gesundheit an Leib und Seele gestählt war an der erfrischenden Atmosphäre einer gesunden Landluft. Er besuchte das Domgymnasium zu Merseburg bis zum Jahre 1841; studierte dann, der Neigung seines Herzens folgend, Theologie in Halle und Berlin bis 1847. Die bedeutendsten theologischen Lehrer der damaligen Zeit, einen Tholuck, Neander und anderer wissenschaftlich hochangesehene Männer wie Gesenius und Wegscheider hörte er mit jugendlichem Eifer, vor allem aber war es das Studium der größten Theologen des 19. Jahrhunderts, Schleiermacher und F. C. Baur, die ihm das gediegene Fundament seines theologischen Wissens gaben, das sich in einem langen Leben und in kirchenpolitischer Wirksamkeit bewährte. Früh schloß er sich dem Kreise jüngerer Theologen an, welche das Erbe Schleiermachers in freiem Sinne verwalteten und als Freund der Prediger Jonas, Sydow, Lisco, Pischon nahm er auch an den kirchenpolitischen Vorarbeiten der Gemeindeordnungen mit großem Eifer teil. Ein glückliches

Geschick führte ihn bereits im Jahre 1849 in die Pfarre von Mariendorf bei Berlin, und was er hier in unablässiger Arbeit in der Seelsorge und Verwaltung geleistet, das erkannte auch die ihm sonst wenig günstige kirchliche Behörde bei seinem fünfzigjährigen Jubiläum an, und seine gediegene wissenschaftliche Arbeit an Zeitschriften und Erbauungsblättern wurde von der theologischen Fakultät in Berlin durch Verleihung des Titels eines Doktors der Theologie geehrt. Die Muße, welche ihm anfangs die Verwaltung des wenig umfangreichen Pfarramts in den jüngeren Jahren ließ, wandte er als ein echter Achtundvierziger, der die Anfänge der politischen Verfassung im Parlament der Paulskirche miterlebt, dem politischen Leben zu. Seine seltene Redegewandtheit und Schlagfertigkeit ließ ihn für das preußische Abgeordnetenhaus sehr geeignet erscheinen und als Abgeordneter des Kreises Sangerhausen-Eckartsberga hat er von 1867—1878 in Kirchen- und Schulsachen als eine erste Autorität eine große Wirksamkeit geübt. Unvergessen bleibt ihm namentlich seine energische Unterstützung der Bismarck-Falkschen Politik im Kampfe gegen Rom und bei den entscheidenden Gesetzesvorlagen der Zivilehe, der sogenannten Maigesetze, hat seine reiche Sachkenntnis und kirchenhistorische Bildung oft die Entscheidung gegeben. Die Grundzüge der preußischen Kirchengemeinde- und Synodalordnung hat Richter nicht nur bei der Abfassung in den Kommissionen des Abgeordnetenhauses festgestellt, sondern auch in langjährigem Kampfe auf den Provinzialsynoden gegen eine hierarchische Verschlechterung verteidigt.

Ferdinand Richter war ein klassischer Vertreter des echten Nationalliberalismus, welcher die Bedeutung der Religion im politischen und nationalen Leben anerkannte und unentwegt im Sturm der Reaktion die Fahne eines freien Protestantismus verteidigte. In den Versammlungen des Protestantenvereins war nicht nur sein sachverständiger Rat entscheidend; sondern auch die grundlegenden Referate über die Kirchenverfassung und seine Bedeutung für Deutschland hat er in ausgezeichneter Kürze gegeben. Ebenso hat er noch vor der Gründung des Evangelischen Bundes im Protestantenverein die Gefahren der staatlichen Politik in schlagfertiger Fassung dem Volk ans Herz gelegt. Seine Referate über die Kirchenverfassung in Breslau (1875), Hildesheim (1878), seine Vorträge über Luther und sein Werk zur Lutherfeier (1883) und den Kampf gegen Rom in Wiesbaden (1886) sind populäre Meisterwerke der Beredsamkeit. Ebenso scharf und schneidig wie sein mächtiges Wort war seine gewandte Feder in Besprechung der kirchenpolitischen Tagesfragen. Sein erstes Werk über das christliche Glaubensbekenntnis enthält das Programm seines Bekenntnisses im Kampf gegen den Orthodoxismus, und was er zuerst im Jahre 1868 gegen die Berliner Pastoralkonferenz geschrieben, hat er in Zeitungen und Reden in unermüdlicher Arbeit bis zum Ende seines Lebens den Gemeinden dargelegt. Erst ganz zuletzt zog sich der tapfere Streiter ermüdet und resigniert in sein gemütliches Landhaus zu Mariendorf zurück und in stiller Abendstunde wurde auch ihm die ewige Ruhe der Kinder Gottes zu teil, denen das Bekenntnis des Apostels gilt: ich habe den Glauben gehalten, ich habe einen guten Kampf gekämpft!

O. F.

Umschau.

(Aus Preußen.) Die Generalsynode hat sich in zwei sehr bewegten Sitzungen (am 30. und 31. Oktober) mit dem sog. Professoren-Antrage beschäftigt und schließlich in namentlicher Abstimmung mit 127 gegen 57 Stimmen den folgenden zusammengesetzten Antrag der Freiherren von der Goltz (Königl. Kommissar) und von Manteuffel und der Grafen von Hohenthal und von Wartensleben angenommen:

„Mit Befriedigung hat die Generalsynode aus der Mitteilung des Evangelischen Oberkirchenrats vom 8. Oktober dieses Jahres ersehen, daß derselbe das hohe Interesse der Kirche an der Besetzung der theologischen Professuren würdigt, über geeignete Wege zur Wahrung dieses Interesses mit dem Generalsynodalvorstand in Beratung getreten ist, auch in Gemeinschaft mit ihm und in der Richtung der Kommissionsanträge bei der vierten ordentlichen Generalsynode einen Versuch angeregt hat, wissenschaftlich tüchtigen Geistlichen die Erprobung im akademischen Lehramt zu erleichtern.

Im Hinblick auf die von mehreren Provinzialsynoden zum Ausdrucke gebrachten Sorgen bekennt die Generalsynode sich einmütig zu Christo Jesu, dem eingeborenen Sohne Gottes, dem für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, dem einigen Mittler unseres Heils. Sie vertraut, daß zu Professoren der Theologie nur Männer ernannt werden, welche im Glauben und Bekenntnis des Sohnes Gottes stehen.

Die Generalsynode ist überzeugt, daß die für die Theologie der Gegenwart bestehenden Schwierigkeiten in der Behauptung und Verteidigung des biblischen Christentums nur überwunden werden können, wenn die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung mit der Gebundenheit an die Tatsachen des Heils in Einklang steht. — Sie spricht allen Theologen, die durch ihre Arbeit den evangelischen Glauben bekräftigen und verteidigen helfen, ihren Dank aus. Aber sie erklärt, daß die Kirche es nicht ertragen kann, wenn der Grundsatz der Gleichberechtigung der Richtungen sogar auf den Gegensatz der naturalistischen und der christlichen Weltanschauung ausgedehnt wird. — Indem sie die vorgekommenen Ärgernisse beklagt, welche die gläubige Gemeinde verwirren, gibt sie der Gewißheit Ausdruck, daß auch die gegenwärtigen Kämpfe innerhalb der theologischen Wissenschaft schließlich zur neuen Begründung und Vertiefung der unveränderlichen Wahrheit des Evangeliums führen werden. — An dem Wunsche einer Mitwirkung des Generalsynodalvorstandes bei der Begutachtung der zu berufenden Dozenten hält die Generalsynode unter Bezugnahme auf den Kommissionsbeschluß der 4. ordentlichen Generalsynode fest."

Verschiedene Mitglieder der mittelparteilichen Minderheit erklärten durch den Oberhofprediger Dryander am Ende der Sitzung: „Im Hinblick auf das in dem angenommenen Antrage über die Professorenfrage ausgesprochene einmütige Bekenntnis des Glaubens der Synode geben die Unterzeichneten, die mit „nein" gestimmt haben, die Erklärung ab: daß sie einmütig dem Antrage Frhr. v. d. Goltz-Frhr. v. Manteuffel, sowie dem ersten Alinea des Antrags Graf v. Hohenthal-Graf v. Wartensleben von Herzen zugestimmt haben. — Sie bitten, um Mißverständnissen zu begegnen, diese Erklärung ins Protokoll aufzunehmen."

Die Professoren Göbel aus Bonn und von Nathusius aus Greifswald hatten sich von ihren Kollegen getrennt und jenen Anträgen zugestimmt, in die Herr Stöcker den „Gegensatz der naturalistischen und der christlichen Weltanschauung" einen als innertheologischen, selbst in der preußischen Universitätstheologie wahrnehmbaren Gegensatz hineingebracht hatte.

Die letzten preußischen Unterrichtsminister und der Oberkirchenrat sind vor dem fortgesetzten Ansturm der „positiven" Synodal-Majoritäten bereits so weit zurückgewichen, daß sie noch mehr Zuständnisse unmöglich machen können. Insofern ist der Beschluß der Mehrheit dieser jetzigen Generalsynode ohne Bedeutung. Aber die Verhandlungen darüber haben einmal die Unwahrheit und Unhaltbarkeit des auf der vorjährigen brandenburgischen Provinzialsynode geschlossenen Kompromisses sonnenklar erwiesen durch den Mund Stöckers auf der einen Seite und der Professoren Kaftan und Kahl auf der andern, die auch damals das Wort führten. Und sodann, was wichtiger ist: die mannhaften, freimütigen Worte der beiden Berliner Professoren haben ebenso wie die aufreizenden Synodalreden des Berliner Agitators deutlich gezeigt, daß der Kampf der Geister keineswegs nur der Universitätstheologie gilt, sondern daß es sich — mit Kaftan zu reden — um die große Prinzipienfrage handelt, wie die Stellung des Christentums im Zusammenhange mit dem gesamten Kulturleben aufzufassen ist. Herr Stöcker hat in seinem Wahn Offenbarung und Entwicklung einander gegenübergestellt als unversöhnliche Todfeinde. Die große Aufgabe der prote-

stantischen Kirche der Gegenwart aber ist es, den längst — auch für jeden sachkundigen „Positiven“! — unhaltbar gewordenen altprotestantischen Offenbarungsbegriff nach der Wirklichkeit der Offenbarung umzugestalten, es nach dem Vorgange der theologischen Wissenschaft zu verstehen und dann auch offen und ehrlich einzugestehen, daß die göttliche Offenbarung durch das menschliche Bewußtsein vermittelt wird und in diesem menschlichen Bewußtsein sich entwickelt. Die protestantische Kirche der Gegenwart bedarf dringend einer gewissenhaften, aber furchtlosen Läuterung der christlichen Erkenntnis von abergläubischen Bewußtseinsformen der kirchlichen Überlieferung!

Kirchliche Nachrichten.

Protestantisches.

(**Berlin.**) Zum Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß, der am 10. November in Dresden zusammentreten soll, hat die preußische Generalsynode durch einstimmige Annahme des folgenden Antrages Stellung genommen:

1. Die Generalsynode dankt dem Evangelischen Oberkirchenrat, daß er in Verfolg ihres Antrags vom 3. Dezember 1891 den föderativen Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen verständnisvoll im Auge behalten und erfolgreich zum Zustandekommen des Deutschen Evangelischen Kirchenausschusses mitgewirkt hat. 2. Die Generalsynode erkennt an, daß die in dem Statut vom 13. Juni 1903 dem Deutschen Evangelischen Kirchenausschuß zugewiesenen Aufgaben im Grundsatz richtig bestimmt und nach dem Maße des gegenwärtig Erreichbaren den nächstliegenden Bedürfnissen entsprechend abgegrenzt sind. Sie wiederholt insbesondere ihr Einverständnis damit, daß auf den Bekenntnisstand und die Verfassung der einzelnen Landeskirchen die Tätigkeit des Ausschusses sich nicht erstreckt, und daß ebenso die kirchenregimentlichen Rechte der Landesherren unberührt bleiben. 3. Dagegen spricht die Generalsynode auch jetzt ihre Überzeugung dahin aus, daß eine wahrhaft evangelisch volkstümliche Wirksamkeit dieses Ausschusses nur von der nachfolgend hinzutretenden Beteiligung synodaler Elemente erwartet werden kann. Sie vertraut, daß der Evangelische Oberkirchenrat auch diese Erweiterung fortgesetzt im Auge behalten werde.

(**Königreich Sachsen.**) Dem „Verordnungsblatt des evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums“ entnehmen wir folgende statistische Mitteilungen: Übertritte zur Landeskirche erfolgten 1023, wovon 854 aus der römisch-katholischen Kirche. Austritte aus der Landeskirche 1306. Für letztere Ziffer sind die mehrfachen Sekten Anlaß. Übertritte sind überwiegend in mehrfachen Bezirken ausschließlich von der römischen Kirche her, wie wenn die Parole: los von Rom überhaupt ein Zeichen der Zeit wäre, 83 Prozent sämtlicher Übertritte. 31 Übertritte von Juden, hauptsächlich von Dresden und Leipzig. 1 Austritt zum Judentum. Austritte zur Papstkirche aus Dresden und Umgebung 18, Leipzig 11, Meißen und Oberlausitz je 6, Chemnitz, Freiberg, Zwickau je 2 und anderweite Vereinzelte. Austritte zu den Deutsch-Katholiken sind hauptsächlich Chemnitz 41, Leipzig 27 und vereinzelt in Dresden und Zittau, unter sozialdemokratischem Einfluß erfolgt, mit religionslos gleichbedeutend. Austritte zu den separierten Lutheranern 14, zu den apostolischen Gemeinden älterer Ordnung 43 in Dresden und Leipzig, um so erstaunlicher die Übertritte zu den neu-apostolischen Gemeinden 450. Zu den Baptisten traten 40, zu den Bielauer Darbysten traten 17 Personen über. Der Methodismus hat im Erzgebirge Erfolge gehabt, die Mormonen haben auch daselbst, in der Oberlausitz, Dresden, Leipzig, Meißen geworben, die Siebentags-Adventisten in Chemnitz, Dresden, Leipzig, Leisnig, Schneeberg, Zwickau. Die Heilsarmee in Chemnitz und Leipzig, Theographen in Großenhain, Spiritisten haben sich in den Ephorien Borna, Dresden II, Dippoldiswalde, Glauchau, Marienberg, Radoberg, Rochlitz, in Zwickau in Verbindung mit „evangelischen Freigeistern“ bemerkbar gemacht. Konfessionslose Dissidenten sind durch Austritte in den Ephorien Leipzigs, Dresden I, Zittau, Auerbach, Werdau, Chemnitz: 50 geworden.

(**Breslau.**) Am Karfreitag d. J. wurde dem Prediger der Breslauer freireligiösen Gemeinde Tschirn der von ihm angekündigte Vortrag: „Hat Christus überhaupt gelebt?“ nicht nur verboten, sondern es wurde auch ein Verfahren wegen Verübung groben Unfugs in Aussicht gestellt. Zu diesem Verfahren ist es indessen überhaupt nicht gekommen, sondern nur zu einer Voruntersuchung wegen Übertretung des § 10 des preußischen Preßgesetzes (Anschlag von Plakaten an öffentlichen Orten ohne polizeiliche Genehmigung 2c.). War schon diese Veränderung des gerichtlichen Verfahrens charakteristisch für die Aussichtslosigkeit der Anklage, so erledigt sich nunmehr auch dies abgeänderte Verfahren, indem seitens der Amtsanwaltschaft soeben die Einstellung des Verfahrens dem Prediger Tschirn mitgeteilt worden ist. Die Beschwerde des Letztgenannten wegen des Vortrags-Verbotes ist dagegen noch unerledigt.

(**Bayern.**) Der pfälzische protestantische Pfarrerverein und die Regierung sind auf gespannten Fuß geraten, und zwar: in der Generalversammlung des Pfarrervereins wurde eine Kommission von neun meist älteren Mitgliedern und Ausschußpersonen gewählt, welche eine Immediateingabe durchzuberaten und zu entwerfen hatte um Einführung einer allgemeinen Kirchensteuer. Der Bescheid der Regierung fiel schroff ablehnend aus und klang am Schluß dahin aus: „Ein näheres Eingehen auf die einzelnen, in der Immediateingabe aufgestellten, tatsächlich zumeist unrichtigen Behauptungen erscheint schon mit Rücksicht auf den ungeziemenden Ton und die Tendenz der Eingabe nicht angezeigt. Ausdrücklich aber muß der in der Eingabe gemachte Ausfall gegen den derzeitigen Referenten für die protestantischen kirchlichen Angelegenheiten als ungerechtfertigt und die darin geübte Kritik der letzten Ministerialentschließung auch nach Form und Inhalt als ungehörig zurückgewiesen werden.“ — Man sollte meinen, dieser amtliche Ton litte auch nicht gerade an besonders feiner Urbanität.

Firma 1870 gegründet
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie. Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

Soeben erschienen:
Die Frau in der modernen Literatur
von J. Wiegand.
Preis 1 ℳ.
Vorrätig in allen Buchhandl.
Verlag Carl Schünemann.

Neu! Soeben erschienen! Neu!
Bilder aus der Geschichte Bremens
im 19. Jahrhundert.
Von Johann Beyer, Bremen.
Brosch. 3 Mk., geb. 4 Mk.
Ein überaus wertvolles und liebenswürdiges Buch nicht nur für alle Bremer im In- und Auslande, sondern auch für alle, die sich für Bremens Geschichte und Geschicke interessieren. Das Buch schildert eingehend, aber in frischer, volkstümlicher Weise die wichtigsten Begebenheiten einer ereignisvollen Zeit, die für die alte Hansestadt an der Weser von höchster Bedeutung war. Es ist kein trockener Forscherstil, keine langweilige Aufzählung geschichtlicher Ereignisse, die Schilderungen sind historisch unantastbar, dabei reizvoll und interessant wiedergegeben. Es ist ein Volksbuch wie es sein soll.
Vorrätig in jeder besseren Buchhandlung.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Probenummern des „Protestantenblattes“ werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Die Expedition.

Alte Leser
des „Deutschen Protestantenblattes“ würden Unterzeichneten zu großem Dank verpflichten, wenn sie ihm von Jahrgang 1895 die Nummern 46 bis 51 oder auch den ganzen Jahrgang überlassen könnten.
Pastor Steudel, Bremen, St. Remberti.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. ℳ 1.25, geb. ℳ 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von Carl Schünemann.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.